

Der Satellit erscheint als Beiblatt der Kronstädter Zeitung jeden Montag und kann nur mit dieser Zeitung pränumerirt werden.

Der Satellit.

Der Pränumerationspreis für Satellit und Kronstädter Zeitung beträgt halbjährig ohne Postzufendung 4 fl., mit postfreier Zufendung in die k. k. Staaten 5 fl., ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 28.

Montag, den 13. Juli 1857.

18. Jahrgang.

Die Büffelzucht in Siebenbürgen.

Von allen Hausthieren, die wir in Siebenbürgen halten — sagt Hr. Dan. Pataki in einem Aufsatze im „kalusi gazda“ — ist der Büffel dasjenige, welches die geringsten Ansprüche macht, dabei das stärkste, und wenn auch trägste, doch zugleich das ausdauerndste. Der Körperrumfang, zu dem er hier zu Lande, wo wir in der Büffelzucht vielleicht am weitesten vorgeschritten sind, ge-
beißt, ist erstaunlich. Zwar wird er nur 4—5 Fuß hoch, um so mehr geht er aber in die Breite, so daß sowohl der Rumpf als auch die Gliedmaßen durch ihre Dicke und Korpuslenz sich auszeichnen. Die Beine sind meist kurz, haben aber beinahe 1½ Sch. im Durchmesser. Die größte Sorgfalt erheischt er in seiner ersten Jugend, wo die geringste Vernachlässigung ihm den Tod bringen kann. Er gewöhnt sich spät an trockenes Futter, und im ersten halben Jahr besteht seine Nahrung fast nur aus Muttermilch. Ein gefährlicher Feind für ihn ist die Laus, wenn sie sich bei ihm einnistet. Wendet man dagegen nicht die nöthigen Mittel an, so erliegt er dem Ungeziefer. Hat er aber das erste Jahr überlebt, so ist er unter allen Umständen das ausdauerndste von allen Thieren; noch so mageres Futter genügt zu seiner Nahrung und er gedeiht bei noch so geringer Pflege.

Der Büffelochs ist vermöge seiner schnellen Entwicklung schon im Alter von 2 Jahren zur Feldarbeit verwendbar und soll auch dann schon, seinen Kräften angemessen, dazu angehalten werden; denn in den weiter vorgeschrittenen Altersstadien verlieren die zu stark gewordenen Gliedmaßen ihre Geschmeidigkeit, und sind daher nicht mehr leicht an die Arbeit zu gewöhnen. Bei Zeiten dazu angehalten, wird er dagegen in der beständigen Uebung so kräftig, daß im Alter von 5—6 Jahren ein Paar gute Büffel eine Last von 25—30 Zentnern mit Leichtigkeit bewältigen. Er besitzt, im Vergleich zu anderen Thieren, eine solche Unempfindlichkeit der Haut, daß Peitschenhiebe und Schläge kaum eine Wirkung auf ihn hervorbringen; nur gegen Stiche ist er empfindlich, und deshalb ist das einzige Antreibungsmittel, dessen man sich bei ihm bedient, die Holz- oder Eisengabel. Bei der Feldarbeit kommt seine Leistungskraft der von zwei gewöhnlichen Ochsen gleich, allein wegen seiner außerordentlichen Langsamkeit ist seine Leistung weniger entsprechend. Wir benötigen ihn daher, unseren örtlichen Verhältnissen gemäß, hauptsächlich nur für Gebirgs- und Waldarbeit, bei welcher er durch kein anderes Zugvieh zu ersetzen ist. Ein Paar ausgewachsene Büffelochsen kosten bei uns 100—140 fl. und kommen daher viel billiger zu stehen, als die weißen Ochsen.

Die Haltung der Büffelkühe ist in unserem Lande so allgemein eingeführt, daß besonders in manchen Gegenden kaum ein Haus gefunden wird, wo man sie nicht hielte. In den ersten drei Jahren wird nicht leicht eine Kuh trächtig, und in dieser Zeit bleiben sie, gleich den Ochsen, auch bei dürftiger Haltung gesund

und kräftig; in's vierte Jahr getreten, bleibt höchst selten eine Kuh unfruchtbar, und von da an werfen sie jedes Jahr — bald früher, bald später — ein Kalb. Ihre Jungen lieben sie von allen Säugethieren am meisten, so zwar, daß sie bei ihrer riesigen Kraft jede, auch die stärkste Thüre, mit ihrem Kopfe einstoßen, um zu ihrem Kalbe zu gelangen. Ihre Milch ist nahrhafter als jede andere und während die Milch der Schweizerkühe zwei Viertel, die der ungarischen Kühe drei Viertel wässerige Bestandtheile enthält, hat die Büffelmilch deren nur zu einem Viertel. Zweifelhafte Maß (Kupa) Büffelmilch geben 1 Pfd. Butter, ja aus drei „Kupas“ lassen sich manchmal bis drei Pfund Butter gewinnen. Doch hängt dabei viel von dem Futter ab, das sie erhalten, und deshalb werden sie an den meisten Orten gut gefüttert. Das Maximum an Milch, das eine gute Melkkuh gibt, sind 6 Kupa, das Minimum 3. Der Preis des von uns hoch geschätzten Thieres ist 100 fl. WM., doch werden vorzügliche Kühe noch theurer bezahlt.

Der Büffelstier ist unter allen Stierarten der bescheidenste und geduldigste, trotz seiner riesigen Stärke friedliebend, und in seinem Zeugungstrieb so gemäßigt, daß im Lauf eines Jahres 50 Kühe ihm vollkommen ausreichen, ja wo deren auch mehr sind, wird er seine Kraft nicht an sie verschwenden. Sein größter Gegner ist der Büffelochs selbst, so zwar, daß er eine Meile weit ihm nachzusetzen im Stande ist, wo dann ihr Zusammentreffen — welches man daher so viel als möglich zu vermeiden sucht — in der Regel Gefahr bringt.

Im Allgemeinen ist der Büffel ungemein friedfertig, und kein anderes Thier verträgt Kälte, Hitze, Hunger und Durst so geduldig und nimmt so viele Mißhandlungen hin, als der Büffel. Ist er aber gereizt, etwa durch Schrecken scheu gemacht, ganz besonders aber durch den Anblick der rothen Farbe, so vermag ihn nichts in seiner Wuth zu bändigen.

Die bei seiner Zucht zu beobachtenden Hauptregeln mögen in Kurze folgende sein. Im Sommer bei großer Hitze halte man den Büffel in der Nähe eines Wassers oder Sumpfes, wo er ein kühlendes Bad und einen möglichst frischen Trunk finden kann, oder man sorge doch für einen kühlen, schattigen Platz, wohin er sich zurückziehen kann. Während der Hitze frist er fast gar nicht; erst wenn mit hereinbrechendem Abend die Luft sich abzukühlen beginnt, fängt er wieder zu fressen an, und man muß daher hauptsächlich für nächtliche Fütterung Sorge tragen; auch gebe man ihm zur Blutreinigung und Beförderung der Verdauung jede Woche Salz zu lecken, sonst verfällt er leicht in Krankheiten. — Im Winter hinwiederum ist er gegen die Kälte sehr empfindlich, so daß es ihn auch in einem nur etwas kühlen Stalle friert; er nimmt dann gleichfalls wenig Nahrung zu sich und frist ohne Appetit; während er in einem warmen Stalle auch Kukuruzstroh sehr schmack-

haft findet und sich überhaupt mit noch so schlechtem Heu oder Stroh begnügt. — Es gibt allerdings Hauswirthinnen, welche auf die Wartung der Kühe große Sorgfalt verwenden, ihnen zeitweise geschwefeltes Kleienmehl, Rüben und beständig reichliches und gutes Futter, Spülicht u. s. w. verabreichen, wofür sie dann der Milchertrag reichlich entschädigt.

Das Büffel Fleisch kann beinahe mit unserm gewöhnlichen Rindfleisch rivalisiren; es ist gut und schmackhaft. Die Haut ist sehr dick, und es werden daher Büffelhäute mit 20—25 fl. das Stück bezahlt. Die Büffelthiere sind einer geringen Zahl von Krankheiten unterworfen. Im Allgemeinen ist es das schon genannte Ungeziefer, das nicht gänzlich bei ihnen auszurotten ist, und von dem sie viel auszukehen haben. Nimmt es stark überhand, so wendet man dagegen Einreibungen mit Tabaksaft oder Mercurialsalbe an. Wird dies unterlassen, so wirkt die beständige Unruhe — die wir auch daran wahrnehmen, daß sie Zäune und Mauern beschädigen, indem sie sich daran reiben, und sich die Haut abstinden — nachtheilig auf ihre Gesundheit und verkürzt ihr Leben. Im Sommer sind Hitze und Wassermangel, im Winter die Kälte die Ursache von Krankheiten, doch werden dieselben selten gefährlich, wenn vom bloßen Instinkt geleitet, weiß der Büffel das Nöthige sich aufzufinden, so daß er auch bei nachlässiger Pflege ein Alter von 15—20 Jahren erreicht, obwohl er, einmal über das 12. Jahr hinaus, in der Regel so heikel wird, daß ein geringer Unfall, der ihm zustoßt, seinen plötzlichen Tod herbeiführen kann. Man pflegt daher die Büffel, wenn sie dieses Alter erreicht haben, meist um den Werth des Fleisches und der Haut loszuschlagen, und erhält auch dann noch für ein Thier 40—60 fl.

Handwerke, Künste und Wissenschaften bei den Japanesen.

(Fortsetzung.)

Bei der Prüfung des Kunstcharakters welchen die Japanesen in den von den Officieren nach Hause gebrachten illustrierten Büchern und Gemälden, von denen mehrere Exemplare vor uns liegen, zeigten, ließ sich, wie in so vielen andern Beziehungen, derselbe überraschende Fortschritt dieses Volkes wahrnehmen. Diese Gegenstände erinnern uns, in wahrhaft erstaunlichem Grade, an die monochromatischen Zeichnungen auf den etruskischen Vasen. Wir finden darin eher Einfachheit des Ausdrucks als, wie man erwarten sollte, Ueberladung und Groteskheit; sodann eine Rückertendenz des orientalischen Geschmacks, daß wir fast zu der Ueberzeugung gelangen, wir stünden hier am Anfang jenes ungeschminkten Naturausdrucks welcher in den frühesten Werken griechischer Kunst, wenn auch noch unausgebildet hervortretend, dem Alterthumsfreund und Künstler so hohes Interesse erregt. Charakter und Form dieser japanesischen Illustrationen sind augenscheinlich, obgleich der chinesischen Kunst weit überlegen, immer noch mehr typisch als naturalistisch; indeß zeichnen sie sich durch eine Naturbeobachtung aus welche sie von allem entfernt hält was Conventionalismus oder Manier heißt.

Eines dieser Musterstücke ist ein Buch in zwei Bänden, das von dem Prinzen Hayashi, dem Hauptmitglied der für die Vertragunterhandlungen ernannten Commission, geschrieben und von ihm dem Commodore Perry zum Geschenk gemacht worden ist. Der darin besprochene Gegenstand sind „die Punkte eines Pferdes,“ und das Werk ist mit einer großen Anzahl Abbildungen illustriert. Diese Illustrationen sind Holzschnitte von kühnen Umrissen, und augenscheinlich mit einer Tinte gedruckt um jeden Punkt in den

verschiedenen Gruppen der Thiere, durch einfaches Grau, Roth und Schwarz, unterscheiden zu können. Was den Styl betrifft, so kann man ihn zu dem mittelalterlichen zählen, und die Pferde können für solche gelten wie man sie zur Zeit Albrecht Dürers skizzirte, obgleich sie größere Naturtreue zeigen. Sie sind, was sich auch an den Elgin Marmoren wahrnehmen läßt, von kleiner Statur und haben schön geformte Glieder, wie man sie in südlichen Ländern findet. In der Zeichnung zeigt sich eine große Freiheit der Hand. Die Thiere sind in verschiedenen Stellungen dargestellt, kurbettirend, springend und sich auf dem Boden wälzend — Stellungen welche eine Geschicklichkeit im Verkürzen erheischen und zeigen, die man zu nicht geringer Ueberraschung in asiatischer Kunst findet.

Ein anderes Beispiel japanesischer Kunst, das wir vor uns liegen haben, ist eine Art Fries, wenn wir es so nennen dürfen; es ist aus Holz geschnitten und in Farben auf Papier gedruckt. Es stellt eine Reihe oder Linie gewaltiger Ringer dar. Der Hauptpunkt des Interesses an dieser Illustration, in künstlerischem Sinn betrachtet, ist, daß — abgesehen davon daß wir ein gelungenes Muster ihres Farbendrucks, der bei uns selbst zu den neuen Erscheinungen gehört, vor uns haben — sich darin eine Breite und Kraft der Umriffe zeigt gegen welche ein großer Theil unserer eigenen Zeichnung schwach und vor allem unentschieden erscheint. So viele Mängel auch die japanesische Kunst haben mag, in der Auffassung ihrer wahren Grundsätze zeigen der Styl, die Anmuth und selbst eine gewisse manierirte Geschicklichkeit, welche sich in ihren Zeichnungen wahrnehmen läßt, daß sie eine unerwartete Fertigkeit und Genauigkeit des Pinsels besitzen, was in diesem Ringer-Gemälde in ganz vorzüglicher Weise an den Tag tritt. Man sieht keine Steifheit oder Ecktigkeit darin. Da ist auch ein Gemälde von einem Amphitheater, in welchem die Ringer auftreten: es berichtigt einen Irrthum früherer Schriftsteller, als ob die Japanesen nichts von Perspektive verständen.

Als Beleg für die Raschheit und Geschicklichkeit womit die japanesischen Künstler arbeiten, haben wir das Zeugniß eines Caplans des „Mississippi,“ des Hrn. Jones, welcher einen Künstler in Hakodadi verwendete um ihn eine Anzahl Zimmerschirme zu malen. Hr. Jones setzte sich neben den Maler und beobachtete ihn bei seiner Arbeit. Er machte keine vorläufige Skizze, sondern zeichnete auf einmal die verschiedenen Theile der Landschaft, und stellte darin seine Häuser, Schiffe, Pferde, Bäume, Vögel, mit wundervoller Fertigkeit — das Ganze war ein Phantasiestück. Als er an das Malen des Blätterwerks einiger Pinien kam, nahm er zwei Pinsel gleichzeitig in die Hand, um so seine Arbeit zu beschleunigen. Das Resultat war, wenn auch kein hohes Kunstwerk, so doch ein besseres Muster von Zierschirm als es sich wohl in den prätentiosen Manufakturanstalten unsers eignen Landes finden läßt. Hier können wir auch beifügen daß Herr Jones Gelegenheit hatte ein merkwürdiges Stück japanesischer perspectivischer Linearzeichnung zu sehen. Bei dem ersten Besuch des Geschwaders in Japan nahmen die Maschinen der Dampfschiffe die Aufmerksamkeit der Eingebornen ganz besonders in Anspruch. Ihre Wissbegierde schien unerfättlich, und die japanischen Künstler beschäftigten sich, so oft sie konnten, mit Anfertigung von Zeichnungen einzelner Theile der Maschinerie, und suchten ihren Bau sowie die Principien ihrer Wirkksamkeit sich verständlich zu machen. Bei dem zweiten Besuch des Geschwaders sah Hr. Jones in den Händen eines Japanesen eine vollkommene Zeichnung der ganzen Maschine im richtigen Maßstab, mit ihren verschiedenen Theilen an Ort und Stelle, die, wie er sagt, so genau und gut war, wie sie nur irgend anderswo gemacht werden konnte. Der japanesische Künst-

ler hatte sie gemacht, schätzte sie sehr hoch, und wollte sich um keinen Preis von ihr trennen. Hr. Jones hätte sie gerne gekauft, und machte ein entsprechendes Angebot, mit dem Bemerkten er wolle sie als ein Muster japanesischer Geschicklichkeit mit nach Hause nehmen. (Schluß folgt.)

Aus dem Unterwald.

8. Juli 1857.

Die Ernte ist nahe — und Du fragst: ob die Doppellast des Zehnten und des „Zuschlags“ auch heuer noch von unserm Volke sollte getragen werden? Ob es wohl recht — da doch der „Zuschlag“ zur Entlastung des Grundes und Bodens bestimmt und der Zehnten eine reine Grundlast sei — Jedenfalls bieten diese Fragen mannigfachen Stoff zum Nachdenken.

Die Zehntfrage muß einen Haken haben, aber welchen? Man denkt sich allerlei, wer wagt es aber zu behaupten, den rechten Gedanken zu besitzen?! Von Seite der Zehntberechtigten ist alles geschehen, was nur möglich war. An Bitten und kostspieligen Deputationen hat man es nicht fehlen lassen, ja man war fast zudringlich, das Ende der precären Lage der Geistlichen und des gedrückten Zustandes unseres Volkes herbei zu führen.

Ganz zuletzt ist noch — wie es heißt — ein Majestätsgesuch an unsern Allergnädigen Kaiser abgegangen. Da hoffen wir nun von unserm Laudesvater das Beste; wir hoffen: daß in dieser in so dringender Angelegenheit noch vor der nahen Ernte irgend welche Entscheidung gefaßt und auch unserm Volke bekannt gemacht werde — zur sehr nothwendigen Beruhigung aller, theils der ungebührlichen Doppellast wegen aufgeregten, theils um ihre zukünftige Subsistenz bekümmerten Gemüther. t.

Politischer Beobachter.

Der Kampf mit den clerikalen Blättern dauert fort und scheint noch lange nicht am Ende zu sein. Der Volksfreund ist der Vorkämpfer für die katholische Geistlichkeit. Die Oesterreichische Zeitung, welche auf ritterliche Weise die Unabhängigkeit der politischen Tagespresse gegen die Ansichten des Volksfreundes verteidigte, ist von dem clerikalen Blatte mit einer neuen Aufklärung bedacht worden. Der Volksfreund kämpft mit gewaltigen Waffen und nennt die Behauptung der De. Z.: „Die geistliche Jurisdiction fände ihre Grenzen in der weltlichen Gesetzgebung, eine ganz unrichtige. Ueberall, sagt der Volksfreund, wo die weltlichen Gesetze mit den wesentlichen Rechten der Kirche und mit dem Gesetze Gottes im Widerspruch stehen, haben die Bischöfe als Hüter und Wächter des göttlichen Gesetzes das Recht und die Pflicht, ihren Gläubigen in Erinnerung zu bringen, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen, natürlich nur innerhalb ihrer geistlichen Jurisdiction und niemals mit materiellen Mitteln. Auf den Satz der De. Z.: „Die Kirche dürfe nicht das Urtheil der Staatsangehörigen verwirren, indem sie verpönt, was das weltliche Gesetz gebietet, dreht der Volksfreund den Satz um und sagt: Der Staat darf nicht das Urtheil seiner Unterthanen verwirren, indem er gebietet“, was das göttliche Gesetz verpönt. Um allen Einwendungen zum Voraus zu begegnen, erklärt der Volksfreund vom katholischen Standpunkte aus: daß Kirchengesetz und göttliches Gesetz identisch seien. Die „Presse“, welche sich auch in den Kampf hineingemacht, hat der Volksfreund übel mitgenommen. Der „Presse“ wird der Rath erteilt, sie hätte besser gethan, statt ihre kraße Unwissenheit in kirchenrechtlichen Fragen zur Schau zu tragen, lieber zu Hause zu bleiben, weil sie

in dem Kirchenrecht nicht über das ABC hinaus sei. Der Passus der Presse: Die Ausschreitungen der Gazzetta di Bergamo auf kirchlichem Gebiet könnten eben nicht sehr ernstlicher Natur gewesen sein, hat den Volksfreund sehr in die Hitze gebracht und das clerikale Blatt beschuldigt deshalb die „Presse“, sie habe sich nicht entblödet, den hochwürdigsten Bischof von Bergamo einen Lügner zu nennen, denn nur so könne der Volksfreund die Auslassung der Presse über den Hirtenbrief des Bischofs von Bergamo annehmen. — Der Wanderer, die West. Ztg. und die Presse haben auf die letzten Angriffe des Volksfreundes noch nicht geantwortet, sobald sie es aber thun, und man hofft und erwartet es, werden wir diesen Streit, der für die protestantischen Leser unserer Zeitung von besonderem Interesse ist, weiter verfolgen. Dieser Streit bewegt sich um eine Lebensfrage der politischen Tagespresse und wir werden sehen, daß in kurzer Zeit alle unabhängigen Journale an demselben Antheil nehmen werden.

Ueber die Vorgänge in Italien sind einige nähere Details eingelaufen. Die Behörden hatten genaue Nachricht erhalten, daß in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni der Kampf in Genua beginnen sollte, weshalb die Truppen in Bereitschaft gehalten wurden. In der Nacht wurde der Telegraphendraht zwischen Genua und Turin durchschnitten. Auf die erste Nachricht hiervon rückte ein Theil der Truppen aus, um die Stadt zu recognosciren. Die Truppen begegneten vielen Bewaffneten, welche alle festgenommen wurden. Ein Bataillon wurde nach dem Fort Sperone gesendet, wo eben ein Haufen bewaffneter Männer beschäftigt war, dasselbe zu erobern; alle wurden verhaftet. Es wurden sogleich Hausdurchsuchungen vorgenommen und große Vorräthe an Waffen und Munition entdeckt. Das Fort Diamante ist von den Auführern genommen worden. Der Commandant desselben wurde von den Meuterern erschossen. Die Auführer waren die ganze Nacht hindurch im Besitze des Forts, welches sie aber, da der Angriff auf die übrigen nicht gelungen war, räumen mußten. Man will unter den Auführern auch Schweizer und Franzosen bemerkt haben. Im Fort Diamante sollen zwei der Chefs des Aufstandes gefangen worden sein. Die Waffen, welche die Meuterer führten, waren englisches und belgisches Fabrikat. Mazzini soll persönlich in Piemont gewesen sein, um den Aufstand zu leiten. Die piemontesische Regierung soll an alle Kabinete die Mittheilung gesendet haben, daß sie mit aller Strenge bei der Untersuchung vorgehen werde.

In Livorno waren die Vorgänge blutiger als in Genua. Dort fielen den Meuchelmördern mehrere Soldaten zum Opfer. Am 29. wurden einige Soldaten, welche durch die Straßen gingen, von jungen Leuten rückwärts angefallen und mit Messern niedergestoßen. Am 30. griff ein Pöbelhaufen die Hauptwache an wobei der Posten erschossen wurde. Die Soldaten auf der Wache waren empört und warfen die Angreifer zurück. Diejenigen, welche gefangen in ihre Hände gefallen sind, wurden augenblicklich erschossen. Auch die Artilleriewache wurde angegriffen, aber auch hier wurden alle Meuterer, die in die Hände des Militärs gefallen sind, allsogleich erschossen. Auf eine Abtheilung Linienmilitär wurde aus einem Hause geseuert, wodurch mehrere Soldaten gefallen sind. Das Militär drang in das Haus und überraschte darin 10 Personen. 3 davon wurden mit dem Bajonnete niedergestochen und sieben vor dem Hause ohne weitere Procebur erschossen. Ein Artillerieoffizier wurde in einer engen Straße angefallen, er verteidigte sich aber so lange bis Hilfe kam und die Angreifer reißaus nahmen. Einen nahm der Artillerieoffizier fest, der dann auch erschossen wurde.

Die Armonia erzählt den Aufruhr in Livorno auf folgende Art: In Livorno begann die Bewegung am 30. Juni gegen 7

Uhr Abend mit der Entwaffnung und Ermordung zweier Carabinieri von dreien, die in Folge eines Streites zwischen einem Kutscher und einigen Engländern über die Bezahlung des Fahrpreises herbeigeeilt waren. Der Wortwechsel hatte viele anscheinend bloß Neugierige herbeigeloßt; die Carabinieri nahmen den Kutscher in Schutz, ohne jedoch gegen die Engländer irgendwie ungebührlich zu verfahren. Unter den Neugierigen befanden sich auch die Berschwornen, die Partei für die Engländer nahmen, die Carabinieri entwaffneten und zwei von ihnen mit den weggenommenen Säbeln tödteten. Der Vorgang fand in der Nähe einer Hauptwache statt; der kommandirende Offizier ließ sogleich vierzig Mann ausrücken, an deren Spitze er die Unordnung unterdrücken wollte. Einer von den Empörern, deren Zahl mittlerweile zugenommen hatte, schlug mit einer Pistole auf ihn an; dem Offizier gelang es, die Pistole mit seinem Degen auf die Seite zu drücken. Die von den Empörern angegriffenen Soldaten feuerten und nun entstand ein hitziger Kampf, in welchem die Angegriffenen zersprengt wurden. Sie flüchteten in ein Haus, um sich dort zu sammeln; der Besitzer dieses Hauses ist als der Mithuld verdächtig festgenommen worden. Ein Soldat wurde im Kampfe getödtet, mehrere verwundet. Von den flüchtigen Meuturern wurden mehrere mit Dolchen und Pistolen, wie die Meuterer in Genua bewaffnet, ergriffen und sieben derselben erschossen. Auch an anderen Punkten kam es zwischen Soldaten und Aufständigen zum Gefechte, so, daß von beiden Parteien wohl dreißig Mann gefallen sind; die Zahl der Verwundeten ist noch größer.

Tagsnachrichten.

* Unsere Stadt, schreibt man der „M. P.“ aus Klausenburg wird sowohl in ästhetischer als sanitätlicher Beziehung viel gewinnen durch die projektierte Umgestaltung der zwischen der Militär-Kaserne und der innern Stadt situirten sogenannten Trentsin-Burg in einen Unterhaltungsort. Die k. k. Militär-Behörde soll sich erboten haben, die Ausführung des Ganzen zu übernehmen, wenn ihr die Stadt 3000 Tagwerke zur Verfügung stellt.

* Die Rennbahn, die bei Klausenburg angelegt wird — die technische Ausführung ist dem städt. Ingenieur Tompa übertragen — wird eine englische Meile lang sein. Die Kosten der zu improvisirenden Bauallehen — sind auf 2500 fl. C. M. veranschlagt. Um dieselben wenigstens zu einem kleinen Theile hereinzubringen, werden dem Vernehmen nach Eintrittspreise in drei Abstufungen (à 30, 20 und 10 Kreuzer) vom Publikum bezahlt werden.

* Verona 7. Juli. Ueber das Befinden Sr. Exc. des Feldmarschalls Hrn. Grafen Radetzky dessen Krankheitsverlauf regelmäßig und normal ist, werden keine Bulletins mehr ausgegeben.

* Das Gerücht von einem Attentate auf den König von Neapel rührt, wie man der „Allg. Ztg.“ schreibt, von der Aeußerung eines Deserteurs her. Dieser hatte sich in Venafro, einer Ortschaft, die auf der nach den Abruzzen führenden Heerstraße liegt, in einer Kneipe ziemlich betrunken, und soll bei seiner Verhaftung durch die Gendarmerie sich einige unsinnige Drohungen erlaubt haben. Venafro liegt aber gar weit von Gaeta, wo der König residirt, entfernt und noch weit größer ist der Abstand zwischen der Aeußerung eines fahnenflüchtigen Trunkenboldes und der That selbst. Und deshalb soll der König auch ganz einfach befohlen haben, jedes militärgerichtliche Verfahren gegen den Laugenichts niederzuschlagen und ihn sofort in Freiheit zu setzen, zugleich aber aus der Armee auszustoßen.

Kronstädter Nachrichten.

Wie wir so eben vernehmen, wird der berühmte Eskamoteur Herr Monhaupt nächsten Mittwoch zum Besten der hier zu erziehenden Kleinkinderbewahranstalten eine brillante Hauptvorstellung geben, worauf wir das Publikum besonders aufmerksam machen.

Kundmachung.

Als am 2. Juni 1856 bei der Brücke nächst Déossalva die Leiche eines ermordeten Mannes aufgefunden wurde, übergab mir der Produktenhändler Herr A. Felter in Kronstadt 400 fl. C. M. mit der Bestimmung, diesen Geldbetrag den Hinterbliebenen des Ermordeten zukommen zu lassen, im Falle aber dieselben diese Unterstützung nicht befürdigen wären, oder binnen einem Jahre nicht auszufolgen sollten, selben zu einem wohlthätigen oder humanen Zwecke nach meinem Ermessen zu verwenden.

Der jetzt vorgesehene Fall ist nun eingetreten, nachdem bis jetzt noch nicht einmal die Identität der Person des Ermordeten sicher gestellt werden konnte.

Ich widme sofort den Geldbetrag von 400 fl. C. M. zur Gründung zweier Krippenanstalten (Creches) in Kronstadt, in welcher Beziehung ich auch unter Einem das weitere Nöthige veranlasse und sage dem Herrn A. Felter öffentlich Dank für seine edle und menschenfreundliche Handlung, welche nachhaltig reiche Früchte zu tragen verspricht.

Kronstadt, am 10. Juli 1857.

Der Kreisvorsteher.

Nr. 8175/XVII. 1857.

Pacht-Lizitations-Kundmachung.

Am 24. Juli 1857 Vormittags 9 Uhr wird bei dem k. k. Steueramte in Fogarash die aus einem Gartengrund, Acker zu 39 Kubel Aussaat und Wiese auf 23 Fuhren Heu bestehende Fiskalportion in Bethlen auf die Zeit von drei Jahren vom Tage der Vertragsabschließung an gerechnet, an den Meistbietenden verpachtet werden. Der Auktionspreis beträgt 60 fl. C. M. Jeder Pachtlustige hat vor Beginn der Versteigerung ein 10% Angeld des Auktionspreises zu erlegen; dieses Angeld wird denen, welche keinen Pacht erstehen, gleich zurück, dem Ersteher aber erst nach Erledigung der vorgeschriebenen Caution zurückgestattet.

Bei der Versteigerung werden auch schriftliche auf einem 15 kr. Stempelbogen ausgestellte, mit dem 10% tigen Angeld im Baaren oder in den auf den Ueberbringer lautenden im Course verzinslicher, zu Cautionannahmen geeigneter Staatsobligationen nach dem jedesmaligen letzten Cours-Werthe mit den dazu gehörigen Talons und Coupons oder der Quittung einer k. k. Avarialkassa über den Ertrag des Angeldes versehenen Offerte angenommen.

Die Lizitationsbedingungen werden vor der Lizitation vorgelesen werden, und können bis dahin bei dem k. k. Steuer-Amte Fogarash eingesehen werden.

Von der k. k. Finanz-Bezirks-Direktion.

Kronstadt, am 30. Juni 1857.

Der amtierende k. k. Finanz-Bezirks-Commissär.

L a p p e n b u r g.

2—3

Die Direktion der Pesther ung. Commercial-Bank gibt hiemit zur allgemeinen Kenntniß, daß bei diesem Institute vom Beginn des neuen Rechnungsjahres, d. i. vom 1. Juni 1857 an, die Geldeinlagen zu 5 Prozent verzinst werden. Im Uebrigen bleiben die dießfalligen Modalitäten unverändert.

B. Ladislaus Podmanitzky m. p., Präses.
Ignaz Berger, Bank-Direktor.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit
erscheint Montag,
Mittwoch und
Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kron-
städter Zeitung kostet
halbjährig 5 fl. mit
Post 6, ins Ausland
6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 28.

Montag, den 8. März.

1858.

Eine Stimme in der Zehntsache.

Petersdorf am 1. März.

Die Sehnsucht nach einer endlichen Erlösung aus dem traurigen Interimszustande, in welchem sich die evang. sächsische Geistlichkeit ohne Zehnten — und auch ohne Zehntablösung befindet; Noth und Mangel, welche gewiß schon viele Pfarrer- und Predigerfamilien heimgesucht haben; erzeugen so mancherlei Aeußerungen, Wünsche, Meinungen und Vorschläge, die man wohl als nicht maßgebend unbeachtet zur Seite liegen lassen könnte, da sie schwerlich in irgend eine Anwendung kommen dürften. — Wenn man aber bedenkt, wie leicht sich Ansichten, bei nicht geringem Anscheine von Berechtigung, als Vernunft- und Rechtsgrundsätze geltend machen, zumal sie vom eigenen Interesse erwärmt werden; so ist es doch wohl Recht und Pflicht auch Etwas dagegen zu sagen, wenn man hoffen darf ungerechte Zumuthungen, Entfremdung und Abneigung unter Dienstesgenossen und Amtsbrüdern zu verhüten.

Es ist nämlich die Zehntablösung, obwohl eine wohl begründete Hoffnung, doch noch nicht Thatsache; und doch ist in den protestantischen Jahrbüchern für Oesterreich: Jahrgang 1857 Seite 573 ff. schon ein Vorschlag zu ihrer Auftheilung erschienen! Noch weiß kein Mensch, ob irgend Einer von den Pfarrern auch nur Einen entbehrlichen Groschen, also Einen zu viel erhalten wird, und doch soll von dem vorausgesetzten Ueberflusse, gewiß sehr weniger so Glücklicher, allen Armen geholfen werden! Ja auch eine Klagestimme dieser Zeitung greift in Nr. 5 d. J. gestützt auf den oben genannten Vorschlag, eine Auftheilung der Zehntablösungssumme auf Grund und nach Verhältnis der Fassionen, mithin des historischen Rechtes an, und will dieselbe nach Gesetzen der Billigkeit vollzogen wissen.

Um meine Gegenansichten vor dem Verdachte der Parteilichkeit zu bewahren, muß ich bemerken, daß ich dormalen Seelenforger einer Gemeinde bin, welche nach Seelenzahl und Fassion zu den Mittelstationen gehört, und daß ich daher Nivellierungs-ideen weder zu wünschen, noch zu fürchten habe. —

Die Abhandlung in den Protest. Jahrbüchern geht die gewöhnlichen Auftheilungsvorschläge durch, widerlegt kurz den Vorschlag „die Dienstjahre“ der Besoldung zum Grunde zu legen, mit der Bemerkung, daß das Alter wie die Jugend an sich kein Ver-

dienst seien und nur geistige Stagnation herbeiführen würden wie auch den homiletisch gebildeten Pfarrern zu Gute kommen, kehrt dann ihre ganze Schärfe gegen das historische Recht und spricht sich am Ende für die Besoldung nach dem Populationsverhältnisse aus. —

Für das Absehen vom historischen Rechte werden als Hauptmotive angeführt, daß 1., das Ursprüngliche: decimas pastoribus persolvant nicht mehr in seinem ganzen Umfange wahr und 2., eine ideelle Ungerechtigkeit sei. — Denn seien, obwohl ohne Verschulden der Pfarrer vier Eine — dort zwei und drei Quarten verloren gegangen, warum soll man denn, die historische Grundlage nicht ganz aufgeben? Den ganzen Zehnten nennt der Verfasser das „Prinzipale,“ eine, zwei und drei Quarten nur ein Accessorium! Ist das Logik — sind das Rechtsbegriffe? — Das Vernunft-Unrecht findet er in der ungleichen Belohnung gleicher Arbeit, und um seinen Vorschlag „die Seelenzahl der Besoldung zum Grunde legen,“ wirksamer zu machen, verfällt er in eine üble und nicht empfehlenswerthe Art rhetorischer Argumentation, er verdächtigt und schändet die Gegenansicht als eine „egoistische Begriffsverwirrung“ und hofft, daß kein Pfarrer sich derselben schuldig machen könne! Hiemit muß er nun wohl seinen Vorschlag erschöpfend begründet zu haben glauben; denn er geht sogleich zur Darstellung der Verwirklichung über, indem er anträgt, man solle den bestdotirten Pfarreien die Spitzen abbrechen bis auf ein Maximum und die schlechtest dotirten durch diese abgebrochenen Besoldungsspitzen erheben bis auf ein Gehalts-Minimum, das aber nicht unter einem Viertel der Ersteren stehen dürfe. Um übrigens die Empfindungen der jetzt lebenden Pfarrer nicht zu kränken (vom Rechte wird nicht gesprochen) sollen jene Pfarren, welche nach der Seelenzahl einer niedrigeren Besoldungsklasse angehören würden, erst nach dem Ableben oder der Weiterbeförderung derselben, in diese Klasse versetzt werden! —

Ich will von allem Rechte absehen und fragen:

Hat der Verfasser bei diesem Vorschlage auch nur einigermaßen gerechnet? hat er an irgend eine Zahl gedacht? — Wie hoch werden jene Spitzen in Ziffern ausgedrückt stehen?

Ich fühle mich wahrhaftig frei von Egoismus und komme mir noch nicht begriffverwirrt vor, meine aber dennoch, wir sollten unser historisches Recht um keinen Preis aufgeben, und di-

anzuhoffende Zehntablösung streng auf Grund und nach Verhältnis unterer Fassionen auftheilen; weil

a. dieses zunächst allein ein consequentes Vorgehen in der ganzen Zehntsache ist! —

Wir haben bei der allerhöchsten Regierung alle Mittel und Hebel in Bewegung gesetzt, um eine „Zehntablösung“ zu erwirken! Was würde, was müßte die Regierung sagen, wenn wir unser eigenes System anderwärts umstürzen wollten? Und sie käme so gewiß dazu, etwas dazu zu sagen, als sich gewiß Klagen gegen dieses ungesetzliche Vorgehen erheben würden! — Wir bleiben bei dem historischen Rechte, weil

b. auch auf der Basis der Fassionen gewiß Niemand eine zu reichliche Besoldung erhalten wird! Hierüber läßt sich wohl all'dings nicht streiten; aber es läßt sich 100 gegen 1 wetten, daß auch die besten Parochien keine bischöflichen Renten bringen werden! Wenn aber der Antragsteller in den Protok. Jahrbüchern die gewiß nicht zahlreichen Besoldungsspitzen abbrechen will; so verräth er eben dadurch seine Engherzigkeit und seinen beschränkten Gesichtskreis! Denn einmal soll und kann ein ganzer Stand, der wie unser ev. Klerus höherer Kirchenstellen entbehrt, und ohne Bischöfe und Cardinäle, die untersten Volksklassen, mit den höhern Ständen so mit dem allerhöchsten Throne zu vermitteln berufen ist, nicht besoldet werden wie die Mannschaft einer Kompagnie Soldaten! Oder könnte der Antragsteller es wünschen, daß keiner ev. Pfarrersfamilie hinfünftig die Möglichkeit erhalten bliebe, auch für Wissenschaft und Kunst noch einiges Geld zu verwenden? Gerade diejenigen Pfarreien, denen man die Spitzen abbrechen will, sind nicht nur — wie in der Natur hohe Berge — die Stützen, sondern auch die Stützen des ganzen Standes; indem die Seelsorger derselben entweder persönlich in einflußreichere Kreise eintreten, oder aber ihre Söhne durch reichere Ausbildung für einflußreichere Stellen im Staatsdienste geeignet machen können; wo denn der Sohn oder Enkel des Pfarrers dem ganzen Stande mit dankbarem Herzen vergilt, was dieser ihm in seinen Eltern wohlgethan. — Wäre es denn so schädlich, wenn hier und da auch ein siebenbürgisch-sächsischer Pfarrer, wie Pastor Alt in Hamburg und viele Andere in Deutschland, von Zeit zu Zeit eine Reise unternehmen könnten, um Herz und Sinn zu erfrischen, und des Geistes Gesichtskreis zu erweitern! Wäre es zu wünschen, daß der ganze Klerus verkümmere und verkomme; indem er sich, bis auf wenige Ausnahmen, behufs seiner Ausbildung, auf die homiletischen oder bessern Fällen, auf die Gymnasial-Lehranstalten des Inlandes beschränken und dem Besuche deutscher Universitäten entsagen müßte!

Dieses aber — und nicht das Gegentheil, daß nämlich alle Pfarrer akademisch gebildete Theologen sein würden, wäre die zuverlässige Folge der beantragten Revellirung. —

(Schluß folgt.)

Anklageschrift

gegen Orsini, Rubio, Gomez, Pieri und Bernard.

(Fortsetzung)

Mit demselben Zuge, wie Zeguere, begab sich Orsini nach Paris. Am 12. Dezember Morgens auf dem Bahnhofe ange-

kommen, übergab er dem letzteren eine Karte mit dem Auftrage sein Pferd nach einem Gasthof zu führen, welcher, wie Zeguere's irrthümlich angab, in der Rivolistraße sein sollte, der aber allem Anscheine nach kein anderer ist als das Hotel de Lille et d'Albion in der Straße St. Honoré Nr. 211, wo Orsini wirklich am 12. Dezember abgestiegen war. In der Untersuchung erklärte Zeguere daß er die zehn Halbkugeln dem Kellner übergeben habe.

Der Zeuge Zeguere blieb nicht einmal die Nacht vom 12. auf den 13. Dez. in Paris. Am Abend des Tages seiner Ankunft reiste er nach Brüssel zurück, nachdem er den ganzen Tag zu verschiedenen Gängen verwandt hatte, die nichts Verdächtiges haben. Nach seiner Rückkehr zu Brüssel behauptet er den Bernard wiedergesehen zu haben, und soll Bernard, als er ihm erzählte, er habe das Pferd des Engländers nach Paris gebracht, geantwortet haben, daß er das schon wisse. — Orsini bezog am 15. Dezember eine Wohnung, Straße Monthabor 10, zu ebener Erde. Sein Pferd, das zuerst in einer benachbarten Reitschule untergebracht war, wurde in einen Stall desselben Hauses gebracht. Die Eheleute Morand, Concierges des nämlichen Hauses, sagen aus, daß er häufige Spazierritte machte und in den ersten Tagen nur wenige Besuche empfing, von denen jedoch der Zeuge Morand nur Hodge und Dutrequin bezeichnen konnte, von denen später die Rede sein wird. Bald darauf erschien Pieri, für einen Deutschen sich ausgebend, so wie Orsini für einen Engländer sich ausgab. Später brachte Pieri den Gomez als Orsini's Bedienten; zuletzt kam auch Rubio, der sich den Charakter eines Bierreisenden beilegte. — Am 6. Jänner 1858 reisten Orsini und Gomez zusammen von Birmingham ab. Sie stiegen zu London in Orsini's Wohnung, Grafton-Street Nr. 2, ab. Gomez erklärt, dort auf einem Kamin eine Bombe gesehen zu haben, welche damals weder Cylinder noch Zündhütchen gelabt habe. Bernard hatte sie erwartet. Er übergab dem Gomez den Paß auf den Namen Peter Bryan Swiney. — Nachdem Pieri und Gomez am 6. Jänner London verlassen hatten, landeten sie am 7. um 7 Uhr 45 Minuten Morgens in Calais mit der von Dover gekommenen englischen Post. Sie reisten sofort auf der Eisenbahn nach Lille ab. In Lille ließ Pieri den Gomez einige Stunden und nahm seine Richtung nach Brüssel, wo er zeitig genug ankam, um den größten Theil des Tages dort verbringen zu können. Die Justiz hat nicht genau erfahren können, wie er daselbst seine Zeit verbrachte; es ist aber gewiß, daß er von dort eine neue Bombe mitbrachte. — Georgi war am 7. Jänner jedenfalls noch im Besitze einer metallenen Bombe, welche mehrere Zeugen bei ihm gesehen haben. Nach den ausdrücklichen Weisungen von Bernard sollte Georgi diese Kugeln nur dem Ueberbringer einer im Voraus bezeichneten Schrift übergeben. Andererseits geht aus den Erklärungen von Gomez hervor, daß am 6. Jänner in Orsini's Wohnung zu London in dessen Gegenwart Bernard dem Pieri gesagt habe, er solle über Brüssel gehen, um dort einen Deckel in Empfang zu nehmen, den der „Patron“ verossen habe. Pieri stellte sich auch am 7. Jänner Herrn Georgi vor; er zeigte das verabredete Schreiben und erhielt den bezeichneten Gegenstand.

Pieri reiste am 7. Jänner mit dem Abendzuge um 7 Uhr

von Brüssel nach Paris ab. Bei seiner Fahrt durch Lille stieg Gomez, der ihn erwartet hatte, zu ihm ein, und das Erste, was sie bei ihrer Ankunft in Paris zu thun hatten, war, sich nach Orsini's Wohnung, Straße Monthabor Nr. 10 zu begeben.

Der Angeklagte Rudio folgte eben so pünktlich dem an ihn ergangenen Rufe. Am 2. Jänner empfing er zu London die ihm von Pieri bezeichnete Person bei sich, die niemand anders war, als der Angeklagte Bernard. Er gab sich Rudio zu erkennen, überreicht ihm 14 Schillinge und sagte, daß er es übernehme, ihm einen Paß zu verschaffen. Zugleich forderte er ihn auf, sich zur Abreise bereit zu halten. Am 8. Jänner machte Bernard dem Rudio einen zweiten Besuch. In dessen Abwesenheit ließ er seiner Frau ein Billet zurück, welches er nach Grafton-Street Nr. 2 tragen sollte, wo ihm, wie er sagte, etwas übergeben werden sollte. Rudio begab sich dahin, d. h. in Orsini's Wohnung, und brachte von dort eine goldene Brille zurück, welche ihm zum Erkennungszeichen dienen sollte. Am Abend desselben Tages kam Bernard zum dritten Male zu Rudio. Er übergab ihm abermals 14 Schillinge mit einem Paß, auf den Namen da Sylva lautend, der später mit Beschlag belegt wurde, und eine Fahrkarte bis Paris für den anderen Morgen. Rudio verließ wirklich am Samstag den 9. Jänner London, nachdem ihm von Bernard anempfohlen worden, sich bei seiner Ankunft in Paris sogleich zum Herrn Allsop nach der Straße Monthabor Nr. 10 zu begeben und ihm die goldene Brille zu überreichen, um sich anerkennen zu lassen. Am Sonntag den 10. Jänner Abends stellte sich Rudio zum ersten Male in der Straße Monthabor ein, ohne Orsini zu Hause zu finden. Er kam am anderen Tage Morgens wieder und traf ihn zu Hause. In solcher Weise waren die vier Hauptangeklagten in Paris vereinigt, bereit, das Verbrechen zu begehen, das schon lange vorher überlegt und vorbereitet war. Während der vier Tage, welche bis zu dem Attentate verflossen, fanden häufige Mittheilungen und zahlreiche Besuche zwischen ihnen statt. Gomez trat bei Orsini mehr zum Scheine, denn in Wirklichkeit als Bedienter ein. Rudio gab sich für einen Bierreisenden aus. Am andern Tage aber, nach seinem ersten Besuche bei Orsini, wurde seine wahre Stellung diesem gegenüber selbst in den Augen des Concierge desselben Hauses erkennbar. Dieser Zeuge erzählt in der That, daß er am 11. Jänner in Orsini's Zimmer eingetreten ist, während derselbe mit Pieri frühstückte. Gomez bediente sie, und Rudio stand in der Haltung eines Verkäufers, der seine Dienste anbietet. Nach einer Viertelstunde trat der Concierge unversehens wieder ein, und diesmal saß Rudio am Tische bei Orsini und Pieri, indem er ungedrungen mit ihnen sprach, während Gomez, an dem Kamin gelehnt, dem Gespräche zuhörte. Möthigensfalls könnte eine andere Thatgabe die Vertraulichkeit nachweisen, welche bereits zu dieser Zeit zwischen den Angeklagten bestand. Rudio hatte keine Wohnung in Paris, Pieri übernahm es, ihm eine solche zu verschaffen. Er nahm ihn mit in das Hotel de France et de Champagne und gab ihm in seiner eigenen Stube den so eben von Gomez verlassenem Platz. An demselben Tage oder am Tage nach der Ankunft des Gomez und des Pieri zu Paris kaufte Orsini bei dem Büchsenmacher Devisme einen Revolver. Erst ist derselbe, welchen man nach dem Anfall in der

Straße Rossini auf dem Pflaster fand. Aus der Aussage des Zeugen Blondeur, der bei Devisme angestellt ist, geht hervor, daß bei diesem Verkaufe Orsini von Pieri begleitet war. Es geht ferner daraus hervor, daß diese Schußwaffe, die einer Ausbesserung bedurfte, am 12. Jänner von Gomez geholt wurde. Er that sehr ungeduldig, bis ihm die Waffe übergeben wurde. Die drei Dreher, welche vorliegen, waren in England am 29. Oktober 1857 angekauft. Zwei davon sind von Bernard an Orsini durch den Herrn Dutrequin, Commissionär, Straße St. Denis Nr. 195, übersandt worden. Dutrequin hatte früher ähnliche Beziehungen mit dem Angeklagten Bernard gehabt; dieselben scheinen in dem Schweizer Café in London begonnen zu haben. Anfangs 1857 wurde ein Engländer Hodge, der in Frankreich reiste, von Bernard an Dutrequin empfohlen und von demselben gut aufgenommen; eine gleiche Empfehlung wurde von Bernard an Herrn Dutrequin in einem Briefe vom 8. Dezember 1857, der bei den Akten ist, zu Gunsten Orsini's unter dem falschen Namen Allsop's gerichtet. Es befindet sich auch bei den Akten ein zweiter Brief von Bernard an Dutrequin, welcher Danksgungen für die gute Aufnahme des Herrn Hodge mit der Bitte enthält, ihn wieder gut aufzunehmen und ihm bei einer neuen Reise in Paris behilflich zu sein. Dieser Brief war, wie der auf Allsop bezügliche, vom Monat Dezember 1857. Bernard schlug Dutrequin gleichfalls gelegentlich vor, gegen Provision in Paris einige Luxuswaffen aus der Birminghamer Fabrik anzubringen. Da Dutrequin bejahend antwortete, so erhielt er in den Tagen des Jänner mit einem Briefe von Bernard (ebenfalls bei den Akten) die Anzeige von der Absendung zweier Revolvers als Muster. Dutrequin sollte die Waffen zu 150 Franken das Stück verkaufen, wurde aber gleichzeitig ermächtigt, sie Allsop unentgeltlich zu geben, wenn sie demselben gefielen. Die beiden Kistchen, worin die fraglichen Waffen eingeschlossen waren, sind wirklich von Dutrequin übergeben worden und zwar eines am 8. Jänner an Orsini und das andere am 10. Jänner an Pieri.

Es blieb also nichts übrig, als die Bomben zu laden, welche die Hauptwerkzeuge des zu begehenden Verbrechens waren. Das dazu verwandte Knallpulver scheint von Orsini selbst oder wenigstens mit seiner Beihilfe angefertigt worden zu sein. So weist die Untersuchung nach, daß Rudio in England mit einem Professor der Chemie in Beziehungen stand, von dem er Unterricht und Rathschläge erhielt, deren wahren Zweck der Letztere ohne Zweifel nicht ahnte. Andererseits erklärt der Angeklagte Rudio, Orsini habe immer behauptet, daß er selbst das Knallpulver, dessen er sich bediente, erfunden und fabrizirt habe. Gomez theilt dieselbe Meinung, obwohl ihm Orsini niemals vertrauliche Mittheilungen darüber machte; er fügt hinzu, daß Orsini, als er zuletzt von Birmingham gekommen sei, das Innere der Hände und die Fingerspitzen verbrannt hatte, und er zu Pieri gesagt habe, diese Brandwunden rührten von seinen Versuchen her. Indessen gesteht Orsini nicht ein, daß er der Verfertiger sei; er behauptet, das Knallpulver sei von jemand fabrizirt worden, den er nicht nennen wolle. Er gibt aber zu, er habe es selbst von London nach Belgien und später von Belgien nach Paris gebracht, und erzählt viele Einzelheiten über die Vorsicht, deren es bedurfte, um es zu erhalten.

Er hat diese gefährliche Substanz in seinen Nachtsack gelegt, nachdem er sie mit Leinwand und Papier umwickelt hatte, die er von Zeit zu Zeit anfeuchtete. Das angefeuchtete Päckchen wog fast zwei englische Pfund. Während seines Aufenthaltes in der Straße Monthabor beschäftigte er sich mit dem Trocknen des Knallpulvers, indem er es zuerst an die Luft und später, da es nicht schnell genug trocknen wollte, nahe an's Feuer brachte. Diese letztere Operation war sehr gefährlich. Orsini stand vor dem Camin, in der einen Hand seine Uhr und in der andern einen Thermometer, um genau die Zeit und Wärme abzumessen, während welcher das Knallpulver dem Feuer ausgesetzt bleiben konnte. „Ich war in Gefahr“ — sagte er in seinem letzten Verhör — „mich und das ganze Haus in die Luft zu sprengen.“ Nachdem die Bomben ungefähr zur Hälfte angefüllt waren, verschloß sie Orsini mit Schrauben, welche in die Löcher paßten, die an dem Obertheile jedes Geschosses angebracht waren. Er erklärte, daß ihm dabei Gomez geholfen habe, dessen stärkere Faust die Schrauben leichter bewegte.

Der 14. Jänner kam heran. An diesem Tage fuhr Orsini um 9 Uhr 55 Minuten Morgens in einem Fiaker (Nr. 5100) aus. Er begab sich zuerst nach der Straße St. Denis Nr. 195 zu Dutrequin, wo er anfragte, ob keine Nachrichten von Bernard angelangt seien. Die verneinende Antwort schien ihn sehr verdrießlich zu stimmen. Er ließ sich darauf nach der Straße Mirozmeuil und später zu Pieri und Rudio nach dem Hotel de France et de Champagne fahren, wo er seinen Wagen wegschickte. Es war beinahe 11 Uhr. Gomez besuchte seinerseits den Pieri und Rudio im Hotel de France et de Champagne; er kam zu Pferde an, während die Beiden frühstückten. Zwischen 4 und 5 Uhr kam Orsini zum zweiten Male zu Pieri und Rudio. Zwischen 6 und 7 Uhr Abends kam Orsini mit Gomez nach Hause. Es gesellten sich bald zu ihnen Pieri und Rudio, worauf sie alle vier zusammen ausgingen. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges

* In dem Repräsentantenhaus zu Washington ist es kürzlich zu einer argen Prügelei gekommen. Die Debatte, ob Kansas ein Sklaven- oder Freistaat sein solle, war an der Tagesordnung und es ging sehr schläfrig zu. Während der Zeit promenirt der Abgeordnete Grow von Pennsilvanien (ein republikanischer Freiständler) in der Nähe des demokratischen Abgeordneten Knitt von Süd-Karolina, einem Anhänger der Pro-Sklaverei. Knitt fährt Grow's an, was er auf dieser Seite des Hauses zu suchen habe? Grow entgegnete mit festem Ton: Jeder Abgeordneter könne in diesem Hause gehen, wo er wolle. Knitt schreit hierauf: Sie sind ein verfluchter schwarzrepublikanischer Hund! Grow entgegnet: Kein Niggertreiber soll seine Peitsche über mich klatschen. Hierauf fährt Knitt dem Grow nach der Kehle und sucht ihn zu würgen. Aber bei Grow kam er an den Unrechten. Dieser packte Knitt

und schmetterte ihn zu Boden. Die beiderseitigen Freunde, welche theils schlafend, theils rauchend und theils debattirend zusehen, springen herzu und reißen die Raufenden auseinander. Der Friede dauert aber nicht lang. Knitt gab Grow einen harten Schlag, worauf der letztere den ersteren zu Boden schlug. Die beiderseitigen Freunde springen wieder herbei und die Prügelei wurde allgemein. Unter den Republikanern zeichnete sich besonders Herr Washburner aus Illinois aus, auf jeden Streich, den er gab, fiel ein Gegner zu Boden. Während des Getümmels erreichte ein Mitglied die Bühne und stellte den Antrag, die wundervolle Szene zu daguerreotypiren. Endlich rief der Sprecher zur Ordnung, und als dieses nichts fruchtete, forderte er den Sergeant at Arms (Hausbüttel) auf, einzuschreiten. Dieser stürzte sich mit seinem Stabe in den Haufen und nach einigen Minuten hatte er die Ruhe hergestellt. Neuer Spektakel ist ausgebrochen, als Herr Duitmann die Abstimmung durch einen Vertagungs-Antrag gewaltsam verhindern wollte. Der Sprecher drohte, er werde die Schuldigen verhaften lassen, worauf der Friede eintrat. Knitt und Grow machten später beide Entschuldigung wegen des Vorgefallenen und von der Sache war weiter keine Rede mehr!

* Die Polizei der City von London kostet jährlich 442.120 fl. Der oberste Polizeichef bezieht 15000 fl., jeder der 22 Magistrate 12000 fl. jährlich als Gehalt. Die ganze Mannschaft besteht aus 17 Superintendanten, 140 Inspektoren, 630 Sergeanten und 5296 gemeinen Polizisten. Die Gehalte der Beamten sind von 490 bis 4400 fl. bemessen.

* Eines der Häupter der preussischen Kreuzzeitungspartei in Berlin Herr v. Wagener gibt ein Staats-Lexikon heraus. Das Unternehmen soll materiell gesichert sein, weil die zum Brandenburg-Denkmal eingegangenen Beiträge dafür verwendet werden sollen. Herr Stahl, welcher an diesem Lexikon mitarbeiten sollte, hat seine Theilnahme abgelehnt, dagegen wird Herr Daniel Hasenpflug ein Hauptmitarbeiter. Die „R. Z.“ bemerkt sehr satyrisch dazu: „Wer könnte auch bessere Auskunft geben über deutsches Recht und deutsche Freiheit, von welchen in der „Neuen preussischen Zeitung“ so oft die Rede ist?“

* Das Tischrücken hat seit Kurzem einer andern Albernheit Platz gemacht, die man Traumschiden nennt und wonach es möglich sei, bei andern Personen selbst auf große Entfernung beliebige Träume hervorzubringen. In neuester Zeit haben Wassermann in Düsseldorf und Consorten die Möglichkeit des Traumschidens besprochen.

* Unter den Huldigungen deutscher Poesie zu Ehren der Vermählung des preussischen Thronfolgers mit der Prinzessin Viktoria rühmen deutsche Blätter mit am meisten ein Gedicht in der Nibelungenstrophe aus der Feder von Max Woltke, der als Herausgeber des „deutschen Sprachwart“ in Berlin lebt. Das Gedicht ist in einem besondern Abdruck „Ein Huldigungsgruß aus dem Herzen des Volkes“ in Berlin bei F. S. Mittler und Sohn erschienen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlaag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.